Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 3 (1908-1909)

Heft: 13

Artikel: Die weisse Stadt

Autor: Bührer, J.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-747999

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 24.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die weiße Stadt.

Einmal kam in unser Dorf ein fremder Mann mit einem Spitzerhund. Ich saß gerade auf unserem Gartenzaun und biß in einen mächtigen Fraurotichеrapfel. Die sind saftig. Aber man bekommt sie schwer. Der Köbelbauer hat Glasscherben auf die Mauer gelegt. Auch hat er einen Stock im Gartenhaus. Springen kann er nicht, er ißt zu viel und hat einen mächtigen Bauch.

Der Mann mit dem Spitzerhund kam gemütlich die Straße herauf. Er trug ein Ränzlein auf dem Rücken und hatte eine kurze Pfeife schief im Mund. Das war eigentlich fein, aber er schaute so — wie soll ich sagen — gleichgültig vergnügt drein, daß ich mich ein bißchen ärgerte, vielleicht weil ihm mein Dorf nicht mehr imponierte. Mein Dorf? Es war eigentlich nicht mein Dorf. Ich war ja aus der Stadt, jawohl. Wie sperrten die Rotzbuben die Augen auf, wenn ich von den Palästen erzählte, die sich einer an den andern gereiht stundenlang hinzögen. Ich hatte von London und Paris keine Ahnung, aber der Verkehr dieser Weltstädte ist ein Kindergarten gegenüber dem Wirrwarr von Lastwagen, Kaleschen, Automobilen, Tramwagen, Fahrrädern, den ich meinem Zehntausendstädtchen andichtete. Besonders die Mädchen konnte ich zum Besten halten. Einmal hatte ich meine Mutter, die in einem feinen Hause putzen gegangen war, besucht. Durch eine Türritze hatte ich vielleicht eine halbe Minute lang in ein vornehm ausgestattetes Zimmer gesehen. Meine Mutter sagte, das wäre der Salon. Der Salon!

Wie oft ließen das Liseli und das Röseli und die alte Margret die Messer sinken, wenn wir beim Bohnengräten saßen die langen Herbstabende. Und mit großen Augen schauten sie dann in ein Gemach, das ich mit Brokat behing, mit seltsamen Möbeln ausstattete. Ein dicker Teppich lag auf dem Boden, über den weich und fein die Seide der Schleppen knisterte. Den Schall der Schritte aber ließ er nicht hören; so war's immer ganz leise, leise und heilig, wie in einer Kirche. Einmal behauptete ich, in einer Ecke hinge eine große Sonnenuhr aus purem Golde, die sage mit menschlicher Stimme, die noch viel, viel schöner klinge als der Engelgesang um Weihnachten, die Stunden an, und dann mache sie immer noch ein Verslein dazu, jedesmal ein anderes und jeden Tag neue. Aber die alte Margret gab mir einen Tritt unter den Tisch und sagte, ich sei ein Schwindelhuber. Eine Sonnenuhr sei nur ein Stecken in einer Hausmauer, der sich mit der Sonne rings herum drehe. Ich sagte, das sei Blödsinn. Da wurde sie wütend. Ein

armer Fotzli sei ich, den man aufs Land geschickt habe, weil wir zu Hause nichts mehr zu beißen gehabt hätten. Eine Schande sei's, nicht einmal ein Paar ganze Schuhe hätte ich mitbringen können, und da prahle ich immer von Gold und Silber und einem reichen, vornehmen Salon. Ich sei ein Großhans, ein dummer Salonfritze! Das Röseli und das Liseli klatschten in die Hände und riefen: „Salonfritze, Salonfritze!" Ich ging in den Garten und weinte ein bißchen. Daß Röseli auch mitgelacht hatte, ärgerte mich. Ich beschloß, ihr nie mehr „Rosa" zu sagen. Wenn ich gut zu ihr war, sagte ich „Rosa", dann faßte sie ihr verwaschenes Röcklein hinterm linken Bein und schwänzelte vornehm. Und dann war sie gar nicht so links. Der Margret tat ich die Blindschleiche, die ich in einer Blechkapsel gefangen hielt, ins Bett. „Rache muß sin," sagten wir in der Stadt. Ich konnte beruhigt schlafen gehen, zumal ich das Vergnügen hatte, daß sie nun den ganzen großen Bohnenberg allein wegschaffen mußten.

Seitdem war nun bald ein Jahr verstrichen. Der Haarschopf, den mir die Margret nach der „Schlangennacht" ausgerissen hatte, war wieder nachgewachsen. Das harmlose Tierchen hatte das ganze Haus in Alarm gebracht, und wochenlang träumten die Weibsbilder von Skorpionen und siebenköpfigen Schlangenleibern. Ich sollte natürlich der Täter gewesen sein. Du lieber Gott, ich zuckte die Achseln und nahm die Geschichte hin wie so manche andere Ungerechtigkeit. Dem Röseli war ich bald wieder gut. Sie war doch hübsch, hatte blaue Augen und weiße Zähne unter rosigen Lippen, und mein Freund Schorsch, — Schorsch klang fein — also mein Freund Schorsch aus der Stadt hatte mir gesagt, sein Bruder, der Student, habe gesagt, es sei Stumpfsinn, wenn man einem schönen Kinde den Kopf mache; man vertrödle bloß Zeit.

Dafür bekam's dann die Lisi zu spüren. Wie kann ein Mensch so häßlich sein! Am Hinterkopf hatte sie mit einem schmierigen Band ein Büschel Haare zusammengebunden. Es sah aus wie ein umgekehrtes U-Zeichen. Aber der Lehrer und ich konnten es gut brauchen, wenn sie lausig wurde und wieder einmal nichts wußte. Sie wußte nie etwas. Einmal nur hat sie mir leid getan. Wir hatten Sprüche lernen müssen, 'ne ganze Menge. Kein Mensch konnte so etwas behalten. Ich schnitt die Seite heraus und steckte sie meinem Vordermann unter den Rockkragen; als ich dran kam, war ich fein heraus. Aber die Lisi . . . . Zwei Stunden hatte sie über dem Unsinn gesessen, hatte gelernt und gelernt, und wie sie fertig war, hat sie dem Rösi die ganze Seite auswendig hergesagt, fein war das, ich habe nie so etwas gesehen, gar nie! Aber wie sie in der Stunde dran kam, fing sie an zu stottern. Der Lehrer half ihr ein wenig, aber es ging nicht; nun nahm er sie am

U-Zeichen und schüttelte sie kräftig. Da hat sie ihn angesehen, von unten herauf, so . . . . ich weiß nicht, einmal haben wir im Garten einen Igel erschlagen, und wie er so halbtot da lag, da hat er mich angeschaut mit einem Blick so traurig, daß ich nimmer hab' zuschlagen können. Grad so hat die Lisi den Lehrer angesehen. Da brüllte ich los: „Lassen Sie die Lisi gehen, die hat's gelernt, jawohl, die Rösi hat sie abgehört, alles hat sie gekonnt bis aufs Tüpfelchen!" Mäuschenstill war's in der Klasse; ich schrie so laut ich konnte und zitterte wie eine nasse Maus. Der Lehrer kam auf mich zu, sah mich scharf an, nahm mich beim Kragen und warf mich zur Türe hinaus. Aber die Lisi hat er gehen lassen.

Die Lisi hat mir den rosaroten Tintenlappen, um den sie alle Mädchen beneideten, ins Federrohr gesteckt. Was ich damit anfangen sollte? — Von einem so häßlichen Mädchen konnte man doch nichts aufbewahren, und die Federn wischte ich am Kopf ab.

Aber von dem allem wollte ich gar nicht reden, sondern von dem Mann mit dem Spitzerhund. Also wie ich da auf dem Gartenzaun saß und meinen Fraurotischer schmatzte, kam er. Als er an mir vorbei schreiten wollte, machte ich durch die Nase „Tag, Tag." Es klang wie der Ruf einer Ente. Ich erwartete, daß er mir zum mindesten den Spitz auf den Leib hetze. Mit einem prächtigen Salto mortale hätte ich mich Kopf über Hals über den Gartenzaun in Sicherheit gebracht. Aber der Mann sah mich lustig an und machte auch „Tag, Tag!", noch entenähnlicher als ich.

Wir grinsten einander an. Er kriegte mich beim Ohr und lachte: „Wo Teufels gibt's so schöne Äpfel?"

„Hä?", machte ich und ein strohdummes Gesicht.

„Geht mich wahrhaftig auch nichts an", sagte er lustig, setzte sich zu mir auf die Stange und stopfte sich die Pfeife. Wie das Dorf heiße? Der Mensch wollte mich utzen. Man kann doch nicht mir nichts, dir nichts in die Welt hinein traben, ohne zu wissen, wohin man kommt.

„Wilakringen", log ich.

Er machte ein wenig das linke Auge zu und sagte: „So, Wilakringen." Das war ein Geriebener, er glaubte es natürlich nicht, sonst hätte er nicht mit dem Auge geblinzelt. Ich sagte aber gleichwohl „Ja".

„Und wenn man die Straße entlang geht, immer weiter, dann kommt man . . ., nun wohin kommt man dann?"

„Dann kommt man in die Stadt Bonafides."

„Ah?"

„Ja, am Meer."

„So?"

„Ja, da sind berghohe Kirchen und riesige Paläste."

„Woher weißt du denn das?"

„Man sieht sie ja vom Geißenhubel aus, aber nur wenn's regnet oder Nebel hat. Dann sieht man ganz in der Ferne die Türme von Bonafides aufsteigen, und manchmal hört man auch ganz leise die große dumpfe Glocke der heiligen Georgskirche. Das Röseli meint, es seien der Kirchturm von Hilfikon, die Gans, und einige Bäume, aber das lügt sie doch, nicht?"

„Natürlich sind das die Türme von Bonafides", sagte der Mann. Ich wollte zu lachen anfangen und sagen, das ist ja alles Schwindel, aber da habe ich in seine Augen gesehen. Das Meer habe ich mir immer groß gedacht, man konnte nicht zu Ende sehen. So waren seine Augen, groß und tief, man konnte nicht zu Ende sehen. Da habe ich geschwiegen, und er hat seine Hand auf meine gelegt und hat zu erzählen begonnen, mit einer Stimme, die ein bißchen traurig war:

„Einmal war ich dort in deiner Stadt. Da gehn die Häuser still und stolz am Wasser hin und träumen in die Sonne. Und in dem Wasser sehen sie ihr Bild. Die Fische flitzen durch die Fensterbogen und schwarze Boote gleiten langsam über Marmorflächen, die schwärzlich, bunt und farbig in den gelben Wellen zittern. Und gehst du voll der müden Schönheit durch die Straßensteige, die eng und traurig zwischen hohen Mauerwänden liegen, so kommen blaße Frauen dir entgegen. Sie tragen schwarze Shawls, weil niedern Standes sie sind. Geknechtet waren ihre Väter, Mütter durch Jahrhunderte. Den Schmerz von tausend Jahren tragen sie im Blick, und siehst du eine lächeln mit den schlanken Lippen über weißen Zähnen, so neigt sie sich zu ihrem Kind hernieder. Wer weiß denn, ob es nicht einst die kühne Fahrt macht durch die fernsten Meere und uns die neue bessere Heimat doch erschließt, ob es nicht Vater, Mutter fortführt aus der Stadt, die reich an Schätzen ist, wie keine, und wo doch keine Heimat ist und namenlose Sehnsucht fort dich treibt zum unbekannten fernen Heimwehstrand. Und nach der zarten Mutter trittst du in ein Gotteshaus, und siehst sie knieen vor der Gottesmutter. Die Hände legst du ineinander: „Maria, heilige, nur eines bitt' ich, erhöre das Gebet von dieser Mutter!"

Wir schauten lange schweigend ins Land hinaus. Er reichte mir die Hand und sagte: „Bhüt' Gott mein Junge, laß dir den Glauben an Bonafides nicht verderben!"

Kein Wort konnt' ich sagen. Ich hab' ihm nachgesehen, wie er dem Dorf zu schritt, hinter ihm sein Hündchen.

Am Abend saß ich lange unterm Kammerfenster. Es war eine wilde Nacht. Wolkenberge rannten über- und untereinander hin. Bald war die Welt tief schwarz, und dann heulte der Wind wie ein zorniges

Ungeheuer. Die Bäume fürchteten sich und ächzten beklommen. Aber wenn der Mond wieder durchdrang, hatten die Wolken weiße Silberränder. Die zitternden Blätter schimmerten weißlich, und ich hätte dann mit dem Sturm jubeln mögen, ein wortloses Lied, das einem die Angst nahm.

Ich dachte an die weiße Stadt am Meer, und wiederholte die Worte, die der fremde Mann gesagt hatte. Jetzt würde er die Straße hinschreiten zwischen den Erlenbäumen. Der Sturm wird sein Kleid fassen. Vielleicht wird er mit dem Sturm ein Lied singen, das ein bißchen traurig ist, ein bißchen traurig, wie der Ton seiner Stimme. Aber eines Tages wird er zurückkehren in die weiße Stadt am Meer, die reich an Schätzen ist, wie keine. Die blaßen Frauen in den schmalen Gassen werden ihre Kinder segnen, ein heißer Wunsch und eine starke Hoffnung in den Herzen .....

Da gröhlte eine Stimme roh und häßlich. Mit plumpen Schritten torkelte ein Mann auf unser Haus zu. Es war mein Onkel, jetzt mein Pflegevater. Er trat mit dem Stiefel nach der Türe und schrie: „Verfluchte Faultiere, hockt schon wieder alles im Nest.“ Ich war ins Bett geschlichen und hörte noch wie meine Tante mit ihrer krächzenden Stimme brutal schimpfte. Ich drängte meinen Kopf ungestüm in die Kissen. Der Schlaf war gütig, er führte mich bald wieder zurück nach Bonafides, er tut es jetzt noch manchmal. J. Bührer.

Gotthelfs Briefwechsel mit A. E. Fröhlich.

Von Dr. **Ernst Dolder.**

Schon ein halbes Jahrhundert ist seit Gotthelfs Tod vergangen, und noch steht die Literatur über diesen Großen der schweizerischen Volksdichtung erst in ihren Anfängen. Erst heute fängt man an, seine dichterische Tätigkeit voll und ganz zu würdigen, auch der Person des Dichters größere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Briefe an Freunde, jüngere und ältere Zeitgenossen allein sind imstande, uns ein genaues Bild des Dichters als Mensch und Künstler zugleich zu geben. Daher die Sorgfalt, mit welcher heutzutage alle Briefe und Dokumente des verstorbenen Dichters gesammelt werden.

So erschienen im Laufe der letzten Jahre die Briefe Gotthelfs an